



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 21. Mai 1910.

(Zum Thronwechsel in England — Deutschland in Persien — Die innere Lage.)

König Eduard der Siebente ist in der St. Georgs-Kapelle des Schlosses von Windsor gestern zur letzten Ruhe bestattet worden. In dem düstern Glanz dieses Leichenbegängnisses zeigte sich die Bedeutung nicht nur der persönlichen Machtstellung, die der verstorbene Herrscher als Haupt eines Weltreichs und durch seine persönlichen Eigenschaften genossen hatte, sondern auch der weitverzweigten dynastischen Beziehungen, über die der erste Koburger auf dem Thron Großbritanniens verfügte. Neben seinem Nachfolger, König Georg dem Fünften, standen noch drei Könige aus dem Hause Koburg an der Bahre des Entschlafenen, die von Belgien, Portugal und Bulgarien. Der Deutsche Kaiser als Nefte, die Könige von Dänemark und Griechenland als Schwäger, der König von Norwegen als Schwiegersohn, der von Spanien als Gemahl der Nichte, — das waren allein neun gekrönte Häupter, die sich auf Grund ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem verstorbenen König in Person eingefunden hatten. Es ist keine Redensart im amtlichen Kurialstil, der bei solchen Gelegenheiten blüht, sondern eine beachtenswerte Wahrheit, an der der Politiker und Historiker nicht vorbeigehen darf, wenn man hervorhebt, daß diese „Kavalkade von Königen“, die dem Sarge König Eduards von Westminster Hall aus folgte, nicht einer bloßen Konvention, sondern einem persönlichen Herzensbedürfnis genügte. Das gilt auch von unserm Kaiser, der in tiefer Ergriffenheit, Hand in Hand mit König Georg dem Fünften, von der sterblichen Hülle des Oheims Abschied nahm. Wohl waren es zwei sehr verschieden geartete Persönlichkeiten, und allbekannt ist es, daß diese Verschiedenheiten zeitweise hart gegeneinander fließen. Aber entscheidende Eigenschaften des Herzens und Verstandes führten doch beide schließlich zusammen und lehrten sie das Persönliche von der Pflicht des Herrscherberufs trennen. Und wenn man genauer zusieht, findet man, daß in der Auffassung des Herrscherberufs am letzten Ende gerade das verbindende Moment für diese scheinbar entgegengesetzten Naturen lag. Nur daß jeder von beiden in der Pflichterfüllung, die sein Leben ausfüllte und in deren Dienst er seine ganzen Kräfte stellte, sich andern Verhältnissen, andern Mitteln und Wegen, andern Rechten und Traditionen gegenüber sah.

Die öffentliche Meinung Deutschlands sowohl wie Englands hat das häufig übersehen oder mindestens unterschätzt. In England herrscht viel aufrichtige Bewunderung der Persönlichkeit Kaiser Wilhelms des Zweiten, aber man stellt sich

ganz naiv vor, der Kaiser müsse seine persönlichen Eigenschaften ganz ebenso betätigen können wie ein englischer König, und zieht aus Unkenntnis der deutschen Verhältnisse und Bedürfnisse aus dem, was man über den Kaiser hört, völlig falsche Schlüsse. Was hat z. B. die unglückliche und ungeschickte Übersetzung des deutschen Begriffs „Kriegsherr“ in das englische „War Lord“ und die tendenziöse Deutung dieses für uns sehr einfachen und harmlosen Begriffs für Unheil angerichtet! Wäre man in England imstande, den Kaiser nicht als eine von seinem Volk losgelöste Persönlichkeit, sondern als den Träger nationaler Ideen und Wünsche, geschichtlicher Traditionen zu verstehen, manches Mißverständnis wäre vermieden worden. Aber auch die deutsche öffentliche Meinung hat den gleichen Fehler gegenüber König Eduard begangen. Weil sie sich überzeugen mußte, daß der König nicht die konstitutionelle Puppe war, als die nach einer auf gänzlicher Unkenntnis der englischen Verhältnisse beruhenden Theorie der Träger der englischen Krone bei den meisten deutschen Beurteilern galt, ließ sie sich durch das Wirken dieser Persönlichkeit so stark verblüffen, daß sie alles, was von dem König ausging, auf persönliche Motive zurückführte und gar nicht daran dachte, daß das Geheimnis der Erfolge des Königs auf der Fähigkeit beruhte, vermöge seiner genauen Kenntnis aller Regungen der englischen Volksseele eine absolut sachliche und nüchterne Politik mit dem Leben und der wirkenden Kraft zu erfüllen, die ihr nur durch eine starke Persönlichkeit verliehen werden kann. Statt dessen näherte man bei uns in weiten Kreisen die Vorstellung, König Eduard sei ein grimmiger Deutschenfeind, der aus Haß und Eifersucht gegen seinen kaiserlichen Neffen seine Stellung nur dazu benutze, um von früh bis spät auf die Schädigung Deutschlands zu sinnen. Die wenigen, die diese schiefe Vorstellung zu berichtigen versuchten und die Politik König Eduards einfach aus der scharfen und folgerichtigen Erfassung der ihm vorgezeichneten realen englischen Interessen erklärten — wir können uns mit Recht zu diesen wenigen rechnen, — wurden kaum gehört und verstanden.

Und doch ist dies die Auffassungsweise, die allein auch dem deutschen Interesse entspricht. Denn sie bewahrt uns vor der Täuschung, als ob mit dem Verschwinden dieser bedeutenden Persönlichkeit von der politischen Bühne für die Beziehungen zwischen Deutschland und England irgend etwas gewonnen wäre. Man hat schon wieder die höchst überflüssige und irreführende Frage aufgeworfen, ob König Georg der Fünfte „deutschfreundlich“ sei, und hat diese Frage sogar hier und da bejaht. Wenn das richtig ist, so wäre das ja recht hübsch und erfreulich, eine interessante Notiz für halbpolitische Blandereien, wie man sie wohl bei der Zigarre oder der Tasse Kaffee über die Tagesereignisse führt. Aber der wirkliche Politiker kann damit nichts anfangen. Er stellt ganz andre Fragen. Ihn interessiert es, ob die nächste Entwicklung Englands Aussicht gibt, daß die Strömungen, die zeitweise zu einer beklagenswerten Trübung der deutsch-englischen Beziehungen geführt haben, auch fortan so weit eingedämmt bleiben oder durch vernünftigeren Erwägungen verdrängt werden, wie es den wahren Interessen beider Völker entspricht. Was aber den persönlichen Einfluß des neuen Königs betrifft, so kommt dabei weniger der gute Wille und die freundliche Gesinnung, die er vielleicht für Deutschland hegt, in Betracht, als das Maß von Klugheit, Erfahrung und richtiger Einschätzung der in England selbst tätigen Kräfte, womit er nötigenfalls mächtigend, ausgleichend und aufklärend wirken könnte. Losgelöst von seinem Volk, persönlicher Neigung folgend, wird er ebenso wenig etwas ausrichten können, wie es sein Vater gekonnt hätte, wenn er es jemals hätte versuchen wollen. Es liegt uns gänzlich fern, irgendein Mißtrauen

gegen den neuen Herrscher, von dem die Welt bisher nur Sympathisches gehört hat, äußern zu wollen. Immerhin ist er politisch für uns ein unbeschriebenes Blatt, während wir von König Eduard, dem Vielverschrienen, Vielgefürchteten und doch eigentlich so wenig Gefannten, genau wußten, daß er dem Ausbruch eines ernststen Konflikts zwischen Deutschland und England seine ganze diplomatische Kunst, seinen ganzen persönlichen Einfluß entgegengestellt hätte. Und das, obwohl ihm die neue politische Gestaltung Deutschlands nicht sympathisch war, er für Frankreich eine besondre Vorliebe hegte und seine englische Politik ihn dahin führte, Deutschland scheinbar zu isolieren und die Ausschaltung seines Einflusses an vielen Stellen zu versuchen. Er war eben dabei der wirkliche Politiker, der den wahren Nutzen seines Landes nicht in der Befriedigung persönlicher Gefühle suchte, sondern in fühler Berechnung bestimmte.

Augenblicklich ist die Stellung Deutschlands in Persien der Gegenstand von Verhandlungen und Erörterungen. Rußland und England haben angefangen, auf Grund ihrer politischen Abmachungen sich so weit als Herren Persiens zu fühlen, daß sie auch dem Grundsatz der offenen Tür, den sie auf wirtschaftlichem Gebiet anerkannt haben, engere Grenzen zu ziehen beginnen, als sich mit deutschen wohl-erworbenen Rechten verträgt. Deutschland hat in Petersburg und London keinen Zweifel darüber gelassen, daß es die Respektierung dieser rein wirtschaftlichen Rechte verlangen muß. Aber schon diese Forderung, über die noch Verhandlungen im Gange sind, hat der chauvinistischen Presse Rußlands und Englands Veranlassung gegeben, in anmaßender Weise unter Aufstellung falscher Behauptungen die öffentliche Meinung gegen den Ehrgeiz Deutschlands aufzuregen. Die deutschen Forderungen sind aber so klar und stützen sich so fest auf billige Abmachungen, daß an einer Verständigung mit den Regierungen trotz dieses Geschreis nicht zu zweifeln ist. Abgeschlossen ist aber die Angelegenheit noch nicht.

Über unsere innerpolitischen Verhältnisse läßt sich diesmal nichts Neues sagen. In dieser Woche fangen die Parlamentsverhandlungen wieder an, und erst dann wird sich vielleicht übersehen lassen, zu welchen Ergebnissen die Parteien gelangt sind. In diesem Augenblick weiß noch niemand, was aus der Wahlrechtsvorlage werden wird. Man kann sagen: die am tiefsten Eingeweihten wissen es am allerwenigsten. Es ist augenblicklich ein Zeitpunkt, in dem niemand vorangehen will. Auch scheint es, als ob die Parteien, bei denen die Entscheidung liegt, in sich noch nicht einig und entschlossen sind. Wir bescheiden uns daher heute, dies als kurze Charakteristik der Lage festzustellen. In acht Tagen wird sich hoffentlich schon klar sehen lassen.

**Ein deutscher Professor in der Schweiz.** Von Nahida Lazarus. 201 Seiten. Berlin 1910. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Der „deutsche Professor“ ist Moritz Lazarus (1824 bis 1903), der bekannte Philosoph und Begründer der Völkerpsychologie. Seinem Andenken war schon das größere Werk „Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen“ (Berlin 1906) gewidmet, in dem seine Witwe und sein ehemaliger Schüler Professor Alfred Leicht in gemeinsamer Arbeit einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens im neunzehnten Jahrhundert geschaffen haben („Grenzböten“ 1906, IV, 451 f.). Diesmal erscheint Nahida Lazarus allein auf dem Plan, um eine bei der früheren Veröffentlichung absichtlich gelassene Lücke auszufüllen und uns einen ausführlichen Bericht davon zu geben, wie und unter welchen Verhältnissen ihr Gatte in den Jahren 1860 bis 1866 als Professor der Philosophie an der schweizerischen Universität Bern gewirkt hat. Es wäre besser gewesen, wenn die Verfasserin auch diesmal die Hilfe des

um Lazarus' Andenken verdienten Alfred Leicht nicht verschmäht hätte. Dann wären schwere grammatische Verstöße, wie der Satz S. 36: „Mit einer Tochter des Generals von Baeyer verheiratet, spannen sich vielfache Fäden herzlichsten Interesses zwischen unsere beiden Familien“ (derselbe Fehler S. 65 Mitte), Verwechslungen wie Dibaktik statt Dialektik S. 8 und andere sachliche Unmöglichkeiten sicherlich vermieden worden. Auch im ganzen bietet das Buch keine objektive Forschung; neben vielem Erhebenden bringt es manches Kleinliche, das besser weggeblieben wäre; es fordert auch manchmal durch eine etwas weitgehende Parteinahme für seinen Helden zum Widerspruch heraus. Aber diese Schäden sind bis zu einem gewissen Grade Schatten seiner Lichtseiten. Es ist in seiner subjektiven Art überaus frisch, lebhaft, fesselnd geschrieben und gewinnt uns durch eine über das Grab hinausgehende treue Liebe der Gattin, die, ohne allzu viel von sich selbst zu sprechen, sich nicht genug tun kann, das Andenken des Heimgegangenen vor der Mit- und Nachwelt immer schöner herauszuarbeiten. So liefert das Buch namentlich aus Briefen und mündlichen Mitteilungen neue Züge zum Bilde des vielseitigen und doch tiefen, des jüdischen und doch christlichen Gelehrten, dessen Verständnis für fremdes Seelenleben, mochte es sich in einem Einzelnen, in einer Personengruppe oder in einem ganzen Staatswesen offenbaren, dessen Ansmiegbarkeit an fremde Verhältnisse ihm einen schier unerschöpflichen Kreis von Freunden und Freundinnen in einem fast übernatürlich erweiterten Wirkungsbereich verschafft haben. Das Buch wirkt aber auch — trotz seiner Mängel — helle Lichter auf die gesellschaftlichen und politischen Zustände der Schweiz, insbesondere auf die Gelehrtenrepublik ihrer Hochschulen mit ihrem ewig wechselnden Personal und ihren doch so feststehenden Lebensformen. Denn „diese Kantone“ — sagt Lazarus — „sind alle stolz auf das, was sie sind: das Resultat ihrer Geschichte, daher auch stolz auf ihre Geschichte, die sie wie ein Kleinod pflegen und bewahren. In gewissem Sinne gibt es kein konservativeres Volk als die Schweizer, obschon sie die demokratischsten Einrichtungen haben. Aber der ärgste Radikale hat noch Respekt vor der Vergangenheit und vor ihren noch lebenden Zeugen.“ Nur mit Wehmut kann der Deutsche von heute solche Sätze lesen, wenn er sieht, wie unserem Volke, das freilich zu einem großen Teile aus Fabrikarbeitern besteht, mit dem geschichtlichen Sinn zugleich der politische entschwindet!

Anderseits zeigt das Buch, wieviel geistige und erzieherische Arbeit an den schweizerischen Hochschulen von Deutschen geleistet wurde, und wenn wir Deutschen dankbar bekennen, was Schweizer wie Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Arnold Boecklin, Jakob Burckhardt uns gegeben haben, so sind in diesem Buche neue urkundliche Belege dafür enthalten, was die Eidgenossen den alten und neuen Geisteszusammenhängen mit Deutschland verdanken. Sie sollten deshalb billigerweise damit aufhören, im Romanentum ihre eigentliche Nährmutter zu suchen und zu feiern.

Wurzen

Otto Eduard Schmidt

**Das Busch-Buch.** (Wilhelm Busch. Von Hermann, Adolf und Otto Nöldeke. München, Lothar-Joachims-Verlag.) „Ein Freier und ein Froher ist gegangen, der mehr, als ihr geahnt, ein Großer war.“ So beginnt ein dem Andenken Wilhelm Buschs gewidmeter dichterischer Nachruf. Fritz v. Ostini hat ihn geschrieben; die drei Nellen Buschs haben ihn der Biographie des Oheims beigefügt. „Die hohe Kunst, den bitteren Kern des Lebens erkennen und es freudig zu bejahn —“ das sei sein Erbe für uns. War Wilhelm Busch, der Spötter, der Karikaturist, der Drechsler göttlich

komischer und nichtswürdig trivialer Verse zugleich, wirklich ein „Großer“? Ein ganz Großer war er nicht. Er wußte es. Als einst seine Freundin, Frau Anderson, einen Vergleich mit Großen gewagt hatte, erwiderte er: „Stellen Sie denn, auch im Scherz, mich nicht wieder in die Nähe eines Mannes, den ich hier nicht nennen will, sonst müßte ich mir ja das Vergnügen versagen, Ihre Briefe aufzubewahren.“ Aber ein Großer war er trotzdem. Wir alle — nicht nur die modernen humoristischen Zeichner und Vereskünstler vom Bau — nein, wir alle haben ein Stück von ihm im Leibe. Groß war er durch die Kraft seines eigenwilligen, völlig ursprünglichen Denkens, das bis in den „bittern Kern des Lebens“ eindringt und sich in stillen Stunden zu wehmütig-humervoller Poesie umsetzt, dadurch aber den Verneiner des Lebens schließlich doch zur Bejahung zwingt. Groß war er nicht zum wenigsten durch die Kunst, sich sein eigenes Leben zu gestalten. Nicht, wie's der „moderne“ Künstler tut: mit Brimborium, Reklame und einer Villa, von deren sezeptionistisch geschwungenem Turm eine Fahne flattert mit der Inschrift: „Ich will mich ausleben.“ Busch brauchte sich nicht „auszuleben“. Für ihn war die Erscheinungswelt zur Ideenwelt, er, der nie rastende Künstler, gleichzeitig immer mehr zum tief schürfenden Philosophen geworden, der mit dem siebenundvierzigsten Jahr der Welt Valet sagte und sich einspann in die Heimat, in heimlichstes, selbstbefriedigendes Schaffen, in still schöpferische Nachdenklichkeit. Verständnislosigkeit seinem Schaffen gegenüber sollte ihn, wie von anderen Seiten behauptet wird, dazu vermocht haben? Ihn, den Schopenhauerfreund, den reifen, anerkannten Meister, der mit dem an Franz Hals, an Rembrandt, an Brouwer geschulten Pinsel, mit dem durch holländische und heimische Muster feingeschärften karikaturistischen Stift, mit dem gereiften dichterischen Talent vom breitesten, komisch wirkenden Realismus bis zu den feinsten, in die indische Sansaralehre ausmündenden Faßungen gelangte? Diesen zur Erkenntnis, zum Verzicht, zur Weisheit geborenen Künstler (denn das blieb er im Grunde seines Wesens) kann unmöglich, darin muß den Neffen beige stimmt werden, eine Art Haß gegen die Welt nach Wiedensahl, später nach Mechtshausen, getrieben haben. Er führte nur aus, was sich schon längst in ihm vorbereitet hatte, was er nach seinem inneren Wesen tun mußte. Er war auch darin Niederjache, daß er sich hinter Eichenkamp und Dorn zurückzog. Auch er hätte über die Tür zu seinen bescheidenen Zimmern nach dem Liliencron'schen Vorschlag schreiben dürfen: „Hier wohnt Friedrich Wilhelm Schulze — Lat mit tofreden!“ Gedacht hat er's gewiß.

Wie er sich bis zur Höhe entwickelt, wie er in den letzten dreißig Lebensjahren in dem Wiedensahler Pfarrwitwen- und dem Mechtshausener Pfarrhaus zusammen mit der verwitweten Schwester gehaust, wie er dort gelebt und geschaffen hat, das beschreiben die drei Neffen in ihrem Busch-Buch. Das Buch gehört zu seinen Werken, ähnlich wie die „Gespräche“ zu den Werken Goethes. Wie der Niederdeutsche Eckermann mit größter Pietät und Gewissenhaftigkeit von Worten, Wesen, Leben des Weisen von Weimar berichtet, so auch die drei niederdeutschen Neffen über den Weisen von Wiedensahl. Erst in diesem geschmack- und verständnisvoll geschriebenen, von zahlreichen Textbildern begleiteten Buche lernen wir Wilhelm Busch ganz kennen. Seine am wenigsten bekannten Werke: „Eduards Traum“, „Der Schmetterling“, „Kritik des Herzens“, „Zu guter Letzt“, „Schein und Sein“ entschleiern den philosophischen Kern seines Wesens. Den menschlichen das Busch-Buch. Wir sehen, wie der von der Welt Abgeschiedene doch mit allen großen Fragen, Menschen und Zeitströmungen im Zusammenhange bleibt. Seine Stellung zum Christentum, seine Urteile über die Klassiker, über moderne ausländische und inländische Literaturrichtungen, über Denkmals- und ähnliche Kultur-

narrheiten und vieles andere finden wir, häufig nach den stets drastischen und plastischen Äußerungen des Meisters selbst, mitgeteilt. So wird dieses Buch, wie die Werke Buschs selbst, seinen Platz in der Literatur behaupten.

Wilhelm Poed



## Bürgerliche Kultur

Entwicklungstendenzen der modernen, dekorativen Kunst



Die moderne dekorative Bewegung, die Architektur, Raumkunst und Kunstgewerbe umfaßt, ist eine städtische Bewegung. Erst bestimmte große Zentren — seien es Kunstzentren, seien es Industriezentren — machen eine solche bewußte Willensanstrengung möglich.

In den kleineren Zentren wird diese Bewegung von den höheren kunstfreundlichen Kreisen gefördert, in den großen Städten wird sie von der Industrie getragen, die bald merkt, daß ihr hier ein neues Mittel umfassendster, einwandfreier künstlerischer Reklame erwächst.

In beiden Fällen sind es die Künstler, die den Anstoß geben. Und in beiden Fällen dient die Kunst dazu, zu blenden, die eigene Stellung dadurch mit Glanz zu umgeben. Die Kunst wird damit nicht erniedrigt. Es ist nicht zu verlangen, daß das Kunstverständnis sich von selbst so weit ausbreitet, daß instinktiv ein Durchdringen zur künstlerischen Gestaltung der Umgebung, der Bedarfsgegenstände stattfindet. Die Industrie braucht nur ihrem Wesen treu zu bleiben, energisch nach neuen Mitteln zu suchen, Aufsehen zu erregen, und sie wird und muß auf die Kunst verfallen. Das um so sicherer, je mehr das Publikum in seinen Urteilen sich künstlerisch differenziert, woran ja allenthalben gearbeitet wird. Es treffen sich hier also die beiden Interessenten Industrie und Publikum in einem Punkte.

Der Fürst des kleineren Hofes, der die moderne Bewegung unterstützt, sich ihr scheinbar dienstbar macht, tut das aus demselben Grunde wie in der Großstadt die Industrie. Er schafft sich eine neue Ausnahmestellung. Er blendet das Publikum. Und er kann es, weil das Publikum hier sich nicht in der „vorgeschrittenen“ Entwicklung befindet wie in der Großstadt. Er zeigt, wie weiten Ausblick er hat; er geht dem Publikum voraus. Er ist Mäzen aus demselben Grunde, wie die Fürsten der früheren Jahrhunderte Mäzene waren. Die Menge war zurückgeblieben, dumpf. Der Fürst aufgeklärt, er gab Ziel-

richtungen auch im Geistigen, Künstlerischen an. Der Hof sammelte die Künstler um sich. Einfach, weil es nichts anderes gab, weil sich beim Fürsten auch die Geldmacht und Ehre und Ansehen konzentrierten.

Heutzutage ist es in den Großstädten meist umgekehrt. Die Menge, das Publikum ist aufgeklärt, bei ihm konzentriert sich das Geld. Es vergibt Ansehen und Würde. Aus diesem innersten Grunde kann eigentlich der Fürst in der Großstadt der modernen Entwicklung nicht günstig gesinnt sein. Er kann sie im günstigen Falle gehen lassen, denn er würde nur einer in der Menge sein. Diese Stellung wird nur ein intelligenter Fürst zu einem neuen Machtmittel ausnutzen können. Und weil eben der Fürst sich dem Publikum gegenüber, das in der Großstadt nicht mehr dumpf im bloß Notwendigen des alltäglichen Lebens verharrt, durch den Schutz der modernen Kunst keine Ausnahmestellung mehr schaffen kann, verharrt er naturnotwendig beim Alten und umgibt sich mit den Emblemen der Vergangenheit. Er schützt die Kunst, die für ihn geschaffen ist, denn im Grunde war alle Kunst früher höfische Kunst. Darum paßt sie für den Hof, für den Fürsten. Man gehe in eins der wundervollen Schlösser, die die Künstler der Vergangenheit bauten. Da ist alles Einheit: architektonisch, malerisch, kunstgewerblich eine Einheit. Selbst die Gärten sind einbezogen. Dem Geiste nach können wir davon lernen. Brauchen die Fürsten, so wie sie sind, etwas anderes? Einwandfrei, künstlerisch ist das Milieu für sie im Hinblick auf den Zweck durchgebildet. Diese Einheit bewundern wir und staunen sie an. All das, was wir heute anstreben, die dekorative Harmonie des Raumes, die Gestaltung der Wand, der Decke, des Bodens, das Bedenken des kleinsten Gegenstandes bis zu den Blumen und den Fontänen, den Wäldern und den Gärten, all das finden wir hier. Diese Einheit ist uns lange, lange Zeit Vorbild gewesen. Unsere Straßen zeigen in den Fassaden der Häuser palastähnliche Fronten. Wir wollen die Paläste nachahmen. Unsere Möbel zeigen in der Linienführung der Ornamentik die höfischen Allüren, deren Eleganz und Eigenart uns imponiert. Wir benennen die Stile nach ihnen und träumen uns so in eine Sphäre hinein, die uns ganz und gar nicht gehört.

Da wir nicht Fürsten sind, kommt der Schein der Komik in die äußere Erscheinung unseres Daseins. Wir leben von erborgtem Wesen, mit dem wir uns drapierten wie schlechte Schauspieler. Und wie wir aufhörten, das falsche Heldenpathos der Tragöden zu lieben, hören wir auch auf, den falschen Helden- und Fürstenstil in unseren bürgerlichen Wohnungen zu imitieren. Diese Dissonanz in unserer Kultur beginnen wir jetzt herauszuhören. Einfach deshalb, weil ein Neues sich loslöst und so erstarrt ist, daß es es selbst sein will und nicht in fremdem Kostüm erscheinen mag.

Man kann die Bemerkung machen, daß jeder Stand die Art des ihm übergeordneten Standes nachahmt, wenn nicht in der Arbeit, so doch auf den Gebieten, in denen ein gewisser Prunk zur Erscheinung kommen soll. Der

Bürger kaufte sich die Einrichtung, die er bei dem Adlichen, dem Fürsten sah. Er mußte sich mit einem Surrogat begnügen, das die äußere Erscheinung in irgendeiner billigen Übersetzung bot. Die Imitationen kamen auf und gediehen zu reicher Blüte. Und der Arbeiter kauft sich die Einrichtung, die er bei dem Bürger sieht, von der er annimmt, daß sie dort als schön und elegant gilt. Natürlich wird auch da wieder, teils aus Gründen der Billigkeit, teils aus Gründen der Anpassung, eine Verfälschung und eine nochmalige Verwässerung eintreten, wie wir es ja bei den billigen, schlechten Industriemöbeln, die für Arbeiter bestimmt sind, sehen.

Nicht sie, die Fürsten, sondern wir, die Bürger, brauchen ein neues Milieu, dessen Charakter wir bisher erborgten von der höfischen Kunst. Plötzlich setzt die bürgerliche Kultur das Ziel, sich eine eigene Kunst zu schaffen. Die moderne dekorative Bewegung ist eine bürgerliche Bewegung. An die Stelle des Fürsten tritt in der Großstadt das großstädtische gebildete Publikum, das die Protektion der neuen Kunst übernimmt, und als sichtbarer Ausdruck die Industrie.

Da aber stoßen wir schon auf festen Boden. Wir kommen, indem wir zu den noch tieferen Schichten heruntersteigen, zur Bauernkunst. Diese ist eigenwüchsig. Und wir sehen, daß der Fürst wie der Bauer eine eigene Kultur des Wohnens besaßen; der Bürger und der Arbeiter besitzen sie nicht. Die Vorbilder, die die in den verschiedensten Bezirken ansässige Bauernkunst uns zeigt, sind in sich so vollendet, daß reiche Anregung von ihr ausgeht und einströmt in das moderne Kunstgewerbe. Man braucht nur an Riemerschmid zu denken. Da erscheint das Bäuerliche nur benutzt. Es hat den Verhältnissen entsprechend eine Umbildung erfahren. Die Farben sind fröhlicher. Die Verhältnisse sind intimer. Beides hatten wir verlernt. Wir vermieden die Farben und wollten Pracht und Monumentalität vortäuschen. So lernen wir an der Hand der bäuerlichen Kunst unsere Eigenart suchen, wir bekommen den Mut, Eigene zu sein. Es ist damit zugleich ein Weg angezeigt, wie auch für den Arbeiter ein neues Milieu geschaffen werden kann, das seinen Bedürfnissen gerecht wird, seine Lebensgewohnheiten ausdrückt. Zwischen diesen beiden Extremen, der Fürstenkunst und der Bauernkunst, stand die bürgerliche Kunst in der Mitte als eine charakterlose Erscheinung. Der Bürger ist nicht wie der Bauer etwas sozusagen organisch Gewordenes. Er hat sich zwischen jene beiden Extreme geschoben und muß erst bestrebt sein, ein Eigenes auch im Hinblick auf die äußerliche Kultur nur von dieser ist hier die Rede zu werden.

Da ist es bezeichnend, daß die neue dekorative Bewegung, wenn sie auch nach anderen Seiten, nach der aristokratischen wie nach der bäuerlichen hin, charakteristische Ausläufer aussendet, doch im wesentlichen darauf ausgeht, diese bürgerliche Kultur zu schaffen. Von bürgerlichen Elementen getragen, arbeitet sie daran, dem vernachlässigten Gebiet Erscheinung und Eigenart zu geben. So umfassend, daß sie wiederum vorbildlich werden wird für andere Kreise.

In diesem Bürgerlichen liegt die tiefere Kulturbedeutung der dekorativen Kunst.

Es erhellt also auch von diesem Standpunkt, wie töricht es wäre, wenn die moderne Industrie sich gegen diese organisch großzügige Entwicklung sperre. Sie ist der sichtbare Ausdruck dieser neuen Kultur oder sollte es wenigstens sein, begriffe sie ihr eigenes Wesen, ihre Bedeutung. Im wesentlichen ist das ja der Fall und nur wenige widersetzen sich aus zufälligen, äußeren Gründen, die für die Allgemeinheit ohne Bedeutung bleiben.

Erst in diesem Sinne erhält die Industrie ihre große Bedeutung, schafft sie Kultur. Die Industriellen, die diese Sendung begreifen, werden sich mehren; das Publikum schafft sich in ihnen das Instrument, seinen Willen durchzusetzen. Darin liegt ihre überragende Bedeutung. Die Industrie ist nicht Zweck, sondern Mittel; im kulturellen Sinne wenigstens; Machtmittel, um Kultur sichtbar werden zu lassen, sie aus der Phantastie (Künstler) und den Wünschen und Bedürfnissen (Publikum) zur Schöpfung erstehen zu lassen, daß spätere Zeiten solche bürgerlichen Milieus einst ebenso als Einheit empfinden, wie wir die Schöpfer und die Bauernkunst als Einheit empfinden. Wir nehmen damit die Traditionen der bürgerlichen Kultur, die es in früheren Zeiten gab, bis sie von der höfischen Kunst verdrängt wurde, wieder auf. Die wirtschaftliche Entwicklung ließ den Bürger in der Neuzeit zu modernen Aufgaben nicht kommen. Und speziell in Deutschland gab es erst viele Zwischenstufen zu überwinden. Nun scheinen neue Möglichkeiten gekommen zu sein und diejenigen, die die Entwicklung verstehend erleben wollen, werden sich klar sein müssen, daß wir am Anfang neuer Kulturen stehen.

Ernst Schur

## Die Freunde der „Grenzboten“

werden höflichst gebeten, während der bald beginnenden Reisezeit das Blatt in allen Lesezimmern der Hotels, Kaffees, Bäder, Überseedampfer, sowie auf den Bahnhöfen usw.

:: :: :: :: :: :: :: :: :: zu fordern. :: :: :: :: :: :: :: :: ::